

Schöne, flache Welt

Ibsens Emanzipationsklassiker «Nora» in der Regie von Timofej Kuljabin ist ein Schuss ins eigene Knie

DANIELE MUSCIONICO

Das Theater steckt in einer Reputationskrise? Über die Behauptung lacht der Insider laut. Seit den Anfängen der Menschheit sehnen wir uns nach dem anderen Leben, nach dem wirklichen vielleicht sogar: Und einem Schauspieler dabei zuzusehen, wie man als Hamlet oder Johanna auch handeln kann, sich falsch verlieben und richtig sterben, mag für Kulturnomaden eine Möglichkeit sein, im Theater ein existenzielles Obdach zu finden. Im besten Fall.

Im schlechtesten Fall liegt die Sache so wie hier. Sie liegt in Zürich nicht schlecht, sie liegt sogar penibel. Dafür verantwortlich ist einer, der auch schon Tschechows «Drei Schwestern» in Gebärdensprache inszenierte und dafür in seiner Heimat Russland warmen Applaus erhielt.

Kein Kritiker, der noch lacht!

Der junge Regisseur Timofej Kuljabin probiert sich in der Schweiz zum ersten Mal in der Box des Schiffbaus aus. Und nein, er spricht und versteht kein Deutsch. Ohnehin wird auf gesprochene Sprache grösstenteils verzichtet. Kuljabin nämlich lässt texten und tippen, nicht Schauspieler spielen mit Schauspielern – sie spielen mit und gegen Smartphones.

Wer Theater tatsächlich in der Krise glaubt, wird hier recht bekommen. Kein Kritiker, der noch lacht! Stattdessen wird man drei zähe Stunden eine Depression vorbereiten, weil sinnieren, inwiefern Theater noch Theater sei, wenn eine Inszenierung darin besteht, auf einer Cinemascope-Bühne vier Menschen auf vier Smartphone-Screens live beim Chatten zusehen zu müssen.

Dass solches technisch anspruchsvoll, doch machbar sei, verblüfft den verwöhnten Zürcher Theatergänger kaum. Doch genügt dies, um der Street-Credibility willen Theater aus dem Heute inszenieren zu wollen? Wohin führt Kuljabins Behauptung, dass Stücke nicht neu interpretiert, sondern neu erzählt werden müssten? Weshalb sollen sie dann noch eine Vorlage haben? Timofej Kuljabin nämlich macht sich an das Gesellschaftsdrama «Nora oder Ein Puppenhaus», den Grossklassiker des bürgerlichen Emanzipationsnaturalismus von Henrik Ibsen.

Doch das, was bei Ibsen ein psychologischer Dialog, eine komplexe Rolle, eine fein austarierte dramaturgische Binnenspannung und eine zwingende Logik zum Untergang ist, wird hier geplättet, verkürzt und naturgemäss ohne Timing gegeben. Der Text wird für den



Wie trennt sich das graue Ehemäuschen Nora (Lisa-Katrina Mayer) von ihrem Mann? Natürlich per Textnachricht.

TONI SUTER

auf vier Charaktere reduzierten Cast zur hastig getippten SMS, zum Facebook-Like, zur Anwendung zahlloser Chat-Programme.

Nur noch digitales Ich

Ja, doch, es stehen Schauspieler auf der Bühne, als Relikte und pure Anhängsel

der schieren Kommunikationsmaschine. Christian Baumbach darf mit den Augen rollen, und Isabelle Menke soll «Scheisse» schimpfen, wenn sie sich aus Nervosität vertippt; doch die Stimmen der Akteure bleiben im Aquarium, das Oleg Golovko auf die Bühne baut, unverstärkt stimmlos. Kuljabin und das Team schreddern den 140 Jahre alten Beitrag Ibsens zur

Frauenfrage seiner Zeit zu digital vermittelbaren Shortcuts.

Nora von Ibsen wird im Laufe des Stücks eine Entwicklung durchleben, sich emanzipieren und ihren Ehemann verlassen; nicht nur ihn, sogar auch ihre Kinder. Sie rebellierte gegen ihre gesellschaftliche Rolle als Ehefrau und Mutter. Ein starkes Stück bei seiner Uraufführung. Doch was bleibt von der Psychologie und was an glaubhafter Entwicklung hin zur Selbstbefreiung, wenn Nora 2018 nur noch als digitales Ich aufscheint?

Nichts wäre bei Kuljabin noch viel. Seine Nora hat sich am Ende von ihrem Ehemann getrennt; doch die Abhängigkeit von dem mit ihr verwachsenen kalten Smartphone scheint höllischer als die von ihrem Mann, der ihr immerhin noch eine warme Hand an den Po legt. In Wahrheit ist Nora 2018 nicht mit dem Bankdirektor Helmer verheiratet, dessen Karriere auf einer kleinen Urkundenfälschung seiner Ehefrau beruht; 2018 ist Nora bedingungslos ausgeliefert an ihr Handy.

Die Bühne selbst ist ein Black Mirror, eine Spiegelfläche für das Publikum, wenn das Licht aus ist; wenn es an ist, teilt es sich in skizzierte Räume wie ein Nagel- und Fitnessstudio und in einen Anflug von Küche und Schlafzimmer. Kuljabin macht aus einem Ort deren vier, ohne Mehrwert, denn der Abend ist nichts anderes als sein Chat-Verlauf.

Kulturpessimismus

Doch paradox: 2018 wird Lisa-Katrina Mayer als Nora von ihrem besitzergreifenden Ehemann Helmer (Fritz Fenne) in seinen perversen Liebes-SMS wie damals «Eichkätzchen» und «Lerche» genannt. Und sie wird zu seiner Beförderung jene 140 Jahre alte Tarantella tanzen, die ihr eine Aerobic-Lehrerin auf einem Ghettooblaster vorspielt. In welchem Jahrhundert leben diese scheinlebendigen Figuren eigentlich?

Das ist denn auch der Kern des Missverständnisses: Statt einer Neuschreibung oder Textverflüssigung, wie sie etwa Ewald Palmethofer versucht, bleibt Kuljabin Ibsens Sätzen treu. Doch kein modernes Paar wird sich heute in derart umständlichen Wendungen ergehen, wenn es per SMS seine ehelichen Konflikte antippt. Was also bleibt? Wenig ist es nicht: Kuljabin bedient zum Preis einer Theaterkarte den Kulturpessimismus und liefert das perfekte Digital-Detox-Programm. Zumindest während «Nora» wird man das Smartphone auf lautlos stellen müssen.

Zürich, Schiffbau-Box, 16. November, bis auf weiteres.

LUCERNE FESTIVAL

Ein Prediger am Klavier

Igor Levits Gastauftritt im KKL ist ein Plädoyer für Musikvielfalt

CHRISTIAN WILDHAGEN, LUZERN

Diesmal spielt er «nur» Klavier. Dabei ist der Pianist Igor Levit in jüngster Zeit vorwiegend über sein dezidiert politisches Auftreten in der Öffentlichkeit wahrgenommen worden. Manche Medien stürzen sich geradezu auf die gegenwartskritischen Statements, die der erklärte «Bürger» Levit zu Fragen des Tagesgeschehens regelmässig via Twitter, aber auch mit Gastauftritten wie jüngst am Parteitag der deutschen Grünen in die Welt hinausendet. Manchmal, wenn ihm eine Frage besonders auf den Nägeln brennt, etwa die Debatte um die Migration, richtet er bei Konzerten sogar das Wort direkt an sein Publikum.

Das alles erscheint eigenwillig, höchst profiliert und bildet für manche gerade deswegen einen Stein des Anstosses; aber es ist, keine Frage, sein demokratisches Recht – als mitdenkender Zeitgenosse wie als ausübender Künstler. Gleichwohl erheben sich Stimmen, die dahinter bloss eine Marketingstrategie sehen und Levit lieber auf seine Rolle als Pianist reduzieren wollen. Dass dies ein Missverständnis ist, dass Levit eben wirklich nur als meinungsstarkes, sperriges «Gesamtkunstwerk» zu haben ist, zeigte nun auch sein Gastauftritt im KKL, der das Lucerne Festival am Piano eröffnete. Obschon Levit hier nicht mit Worten sprach, war sein ganzes Programm ein flammendes Plädoyer für Kunst- und Meinungsvielfalt.

«Musik über Musik»

Das beginnt mit der Werkfolge, die gut zur Hälfte aus Erstaufführungen besteht und kein einziges Standardwerk der Klavierliteratur enthält. In dem rund zweistündigen, am Ende zu Recht einhellig bejubelten Abend spannt Levit einen anspruchsvollen Bogen von Bachs Geigen-«Ciaccona» in der Brahms-Transkription für linke Hand bis zu Liszts Fantasie und Fuge über den Choral «Ad nos, ad salutarem undam» aus Meyerbeers Oper «Le Prophète». Dazwischen wandelt man auf Wagners Spuren zum heiligen Gral und betritt mit Schumanns letztem Klavierwerk, entstanden auf der Schwelle zum Wahnsinn, das Geisterreich einer entrückten Spätkunst.

Diese Zusammenstellung hätte an sich schon einen Preis verdient. Doch sie enthält noch mehr: Sie ist durchweg «Musik über Musik», die selbst wiederum eine Botschaft in sich schliesst. Dies kann eine Hommage sein wie bei Brahms' tiefer Verneigung vor einem Schlüsselwerk der Musikgeschichte. Es kann aber auch einen sehr persönlichen Subtext enthalten wie bei Ferruccio Busonis Bach-Fantasie von 1909, in der sich der Komponist mithilfe von vier Bach-Chorälen mit der übermächtigen Gestalt seines verstorbenen Vaters auseinandersetzt und ihm am Ende regelrecht Absolution erteilt. Und Levit wäre nicht Levit, wenn er nicht gerade auch im zweiten Teil bei Liszts Fantasien über Motive aus dem Bühnenweihfestspiel «Parsifal» und über den fanatischen Gesang der Wiedertäufer in Meyerbeers Oper einem religionskritischen Zweifel Ausdruck gäbe, der sehr wohl auch heutige «Bekehrte» in den Blick nimmt.

Im Tastensturm

Man kann dies so hören, muss es aber nicht, denn Levit ist inzwischen zu einem tief vergeistigten Künstler gereift, der Propaganda, weiss Gott, nicht nötig hat. Er meidet auch in seinem Spiel alles Äusserlich-Pianistische und veredelt damit sogar manches Passagenwerk bei Busoni und Liszt, obwohl er den dynamischen Rahmen des Flügels ausschöpft wie kein Zweiter. Doch durch den Tastensturm leuchtet, hell und klar gesungen, immer wieder eine dieser schlichten, verinnerlichten Choralmelodien, die das gesamte Programm durchziehen. Levit bleibt so gleichsam als moderner Prediger am Klavier präsent, ohne das Wort zu ergreifen. Ein starkes Statement!

Vier Streicher bespielen die Gegenwart

Das Schweizer Kaleidoscope String Quartet schafft es, diverse Einflüsse und Spielarten sensibel und virtuos zu vereinen

UELI BERNAYS

Wohin gehören diese Musiker? Obwohl sie Geige, Bratsche und Cello spielen und scheinbar also ein klassisches Streichquartett bilden, passt ihr Sound ebenso gut in den Klub wie in den Konzertsaal. Liegt es an der Flexibilität dieser vier Virtuosen, dass man ans Ende des terminologischen Lateins gerät? Oder stecken sie gar ein ganz eigenes stilistisches Gärtchen ab?

Schillernde Texturen

Man muss sich das Kaleidoscope String Quartet als ein Organon in der musikalischen Gegenwart vorstellen, das aus der klassischen Tradition stammt und einen kammermusikalischen Klang und Tonfall zelebriert. Aber in einer Art musikalischer Osmose werden verschiedenartige Rhythmen und Klänge aufgenommen und in einem kreativen Metabolismus verwertet, manchmal auch veredelt. Die blossen Show des Crossover, der Klassiker

ihre Virtuosität für einmal an einem Rock- oder einem Jazz-Tune ausprobieren lässt – nicht selten zur allgemeinen Belustigung –, liegt dem Schweizer Quartett aber fern. Die beiden Geiger Simon Heggendorf und Ronny Spiegel, der Bratschist David Schnee und der Cellist Sebastian Braun absolvierten zwar eine klassische Ausbildung, später haben sie aber alle auch Erfahrungen in Folk, Jazz oder Rock gesammelt. Und wenn man sich nun das neue Album, «Reflections», anhört, findet man in den schillernden Streichertexturen immer wieder neue Anklänge und klangliche Preziosen. Mal sind jazzige Glissandi und Blue-Notes zu vernehmen, mal der geigerische Schmelz europäischer Kaffeehausmusik; da wird mit Minimal-Patterns laboriert und dort mit ungeraden Folk-Beats.

In der kaleidoskopischen Kombinatorik wird das Quartett seinem Namen also durchaus gerecht. Erstaunlicher ist jedoch, wie organisch die unterschiedlichen Anleihen in der musikalischen Praxis zusammengewachsen sind. Mit der

Diversität des neuen Repertoires kann sich das Kaleidoscope String Quartet also ebenso anpassungsfähiger wie souveräner eigenständiger Klangkörper behaupten. Auf «Reflections» werden zum einen drei Eigenkompositionen umgesetzt.

Zuerst bricht Simon Heggendorfs «Frühling» herein mit leuchtendem Klang über einem treibenden, ungeraden Puls. Dann sorgt David Schnees «Introspection» für getragene Melancholie. Bei fünf weiteren Stücken aber handelt es sich um Auftragswerke von Musikern mit einem ähnlich weiten Horizont.

Ein Vorbild

Der Zen-Funk des Pianisten Nik Bärtsch klingt im Streichersatz geheimnisvoll, atmosphärisch und spannend. Mathias Rüegg hat «Alles Walzer» beigesteuert – tatsächlich variiert das Stück den Dreivierteltakt. Der Pop-Produzent und Klangforscher Ephrem Lüchinger treibt die vier Musiker in klanglich periphere Zonen ihrer Instrumente – und deckt ein

Potenzial auf: Das Quartett dürfte sich ruhig noch öfter und weiter aus klanglichen Komfortzonen wagen. «Iceland» der Saxophonistin Nicole Johänntgen schliesslich zelebriert die dynamischen Möglichkeiten dieses Streichquartetts, wenn Groove und Melodie sich erst allmählich aus der Stille herauslösen.

In der Auseinandersetzung mit den vorgelegten Kompositionen erweist sich das Kaleidoscope String Quartet, das live übrigens alles auswendig spielt (wenn nicht ohnehin improvisiert wird), nicht nur als nehmende, sondern gewissermassen auch als gebende Instanz. Jazzformationen zumal könnten sich ein Vorbild nehmen an der klanglichen Akribie und der elektrisierenden Dynamik. Auch die Idee eines hierarchiefreien Kollektivs – ein Ideal des neueren Jazz – ist in den raffinierten Arrangements auf eindruckliche Weise realisiert.

Kaleidoscope String Quartet: Reflections (Traumton Records). – CD-Taufe: Zürich, Moods, 20. November.